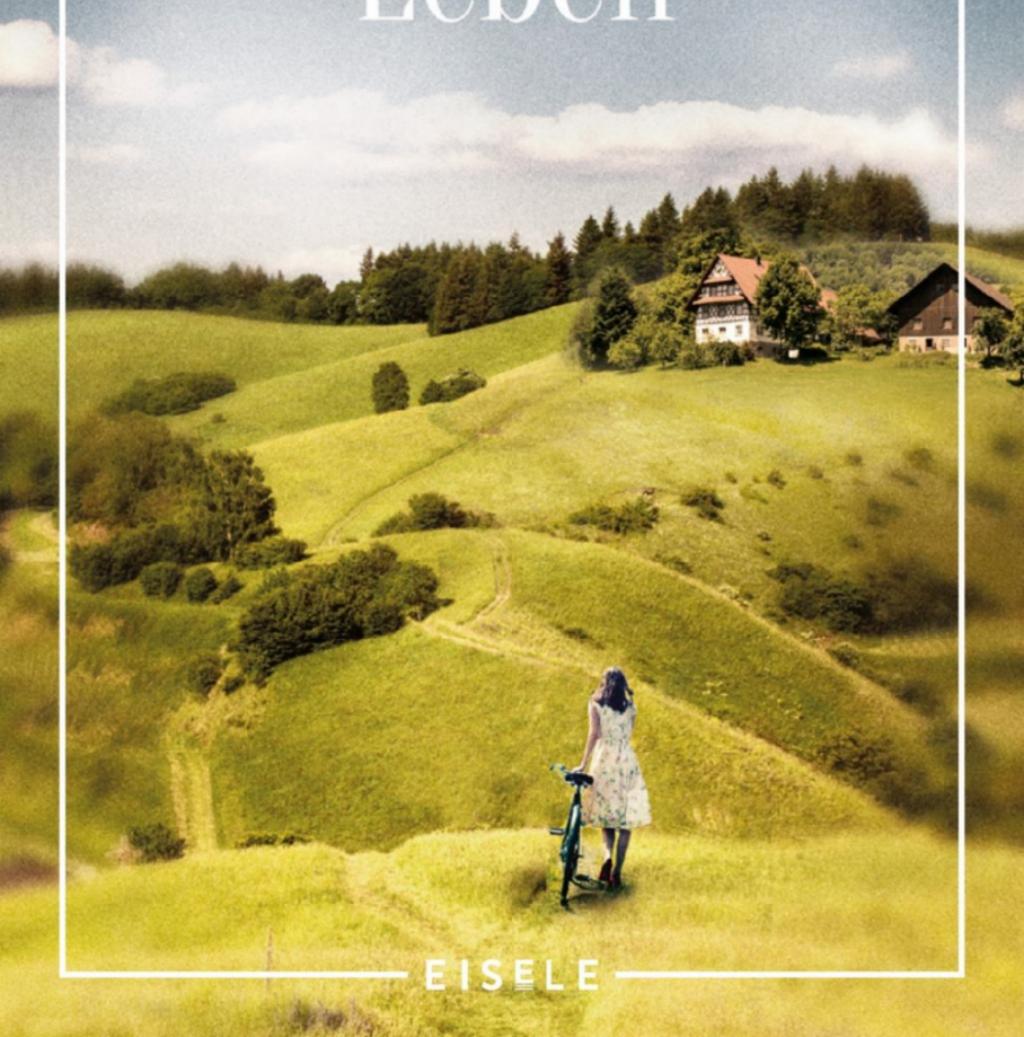


MARIE  
BRUNNTALER

Das einfache  
Roman Leben



EISELE

Marie Brunntaler  
**Das einfache Leben**

MARIE  
BRUNNTALER

Das einfache  
Roman Leben

EISELE

Besuchen Sie uns im Internet:  
*[www.eisele-verlag.de](http://www.eisele-verlag.de)*



Taschenbuchausgabe  
1. Auflage Juli 2019

© 2018 Julia Eisele Verlags GmbH, München  
Alle Rechte vorbehalten  
Satz: LVD GmbH, Berlin  
Gesetzt aus der Centennial LT  
Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck  
ISBN 978-3-96161-072-3

*Für die Menschen aus Hierholz*

# 1

## SEPTEMBER 1990

Elisabeth stieß die Fensterflügel weit auf. Hier war ihr Land, ihr Hügel, es war das schwere Grün des Spätsommers, der sich störrisch an die Natur klammerte und dem Herbst noch nicht weichen wollte. Elisabeths Land war der Dachsberg, ihre Heimat die Höhe des Südschwarzwaldes. Vom Rhein aus war sie die ganze Strecke hochgefahren bis auf tausend Meter, den weitesten Weg ihres Lebens, den schmerzlichsten.

Das Haus strahlte Verwahrlosung aus. Es beschämte Elisabeth, wie dreckig es war, nicht im Sinn von Reinlichkeit, sondern in der Art, wie Trostlosigkeit und Hoffnungslosigkeit an diesem Ort ihr Werk getan hatten. Bis zu seinem Tod hatte der Vater hier gelebt, an diesem Fenster hatte er gesessen. Den großen Kachelofen hatte er nicht mehr geheizt, nur noch den Küchenherd. Jeden Tag hatte er sich darauf das Bier gewärmt, weil sein Magen kaltes Bier nicht vertrug.

Elisabeth ließ die klare Luft herein, die weiche Luft des Sonnenuntergangs. Sie war müde von der langen Reise, von der Qual der Entscheidung, dem wochenlangen Ringen, bevor sie den Weg hierher gefunden hatte, und doch gab es kein Ausruhen für sie. Gleich wollte sie damit beginnen, alles schön und einladend zu machen, denn das alte Haus sollte Besuch bekommen.

Noch schien die Sonne auf den Kohlbrennerhof, aber bald würde sie hinter dem Kirschbaum verschwinden, wenig später hinter dem Tannenwald, der den Dachsberg nach Westen begrenzte. Danach würde es rasch kühl werden, der lebendige Tag binnen Minuten in die Kälte der Nacht umschlagen. Bis dahin musste der Ofen brennen. Von der Küche aus öffnete Elisabeth die Klappe des Kachelofens, der nebenan in der Stube stand. Er war die Majestät des Hauses, sein Herz, er war über zweihundert Jahre alt. Als Kind hatte Elisabeth beim Reinigen des Ofens eine alte Kachel entdeckt, in die der Ofensetzer die Jahreszahl eingraviert hatte, 1796. Als dieser Ofen gebaut worden war, kämpfte Napoleon gerade im Italienfeldzug. Seitdem hatte der Ofen Tag für Tag und Nacht für Nacht gebrannt und die Menschen des Hofes gewärmt. Als kleines Mädchen hatte Elisabeth auf der Ofenbank aus Speckstein geschlafen. In kalten Nächten war die ganze Familie an den Ofen gerückt, die Kleinsten hatten sich oben draufgelegt, dort schlief man wunderbar.

Elisabeth zerriss einen alten Karton, der in der Küchenecke lag, und ging in den Stall. Wo früher Kühe und Schweine standen, hatte der Vater, seit er die Landwirtschaft aufgegeben hatte, sein Brennholz gelagert. Versonnen sah sich Elisabeth zwischen den raumhohen Stapeln um. Es war noch genügend Holz da, um über den Winter zu kommen. Die massiven Scheite, einen Meter lang, lagerten im Schweinekoben, die Äste der Nadelhölzer an der Wand daneben, das waren die *Bengele*. Elisabeth nahm einen Arm voll Bengele und etwas Kleinholz und brachte alles in die Küche. Sie schichtete die Äste im Ofen über-

einander, packte den Karton dazwischen, feuerte ein Stück Zeitung an und schob es hinein.

Der Ofen zog. Nach Jahrzehnten, in denen er kalt geblieben war, zog er immer noch, qualmte nicht, stank nicht, der heiße Rauch fraß sich in die Höhe. Schon glomm es, schon zischte und knackte es, das uralte Holz schien sich regelrecht zu freuen, in den Flammen zu zerspringen und zu verglühen. Elisabeth ging noch einmal hinüber und kam mit fünf schweren Scheiten wieder. An einem kalten Tag im Winter hatten sie manchmal das Holz einer kleinen Tanne im Kachelofen verheizt, um das Haus warm zu halten. Elisabeth schloss die Klappe und drosselte die Luftzufuhr. Nun konnte sich das Feuer langsam entfalten.

Nachdem sie mit dem Besen das Gröbste gefegt hatte, holte sie den Staubsauger. Er war bei weitem nicht das Älteste in diesem Haus, trotzdem wirkte er wie ein Relikt aus längst vergangener Zeit, ein Miele mit hohem Stiel, dessen Körper einem Schlitten glich. Elisabeth begann mit der Arbeit im Oberstock. Man putzte ein Haus immer von oben nach unten, das hatte die Mutter ihr beigebracht. Das Elternschlafzimmer war mit Birkenholz getäfelt, für einen Bauernhof bedeutete das Reichtum. An solchen Kleinigkeiten sah man, dass die Kohlbrenners einmal die Herren auf dem Dachsberg gewesen waren.

Das Mädchenzimmer, hier waren Elisabeth und ihre Schwester aufgewachsen. Vom Boden bis zur Decke erhob sich die Bücherwand, die Elisabeth immer noch einen Schauder des Erhabenen einjagte. Dem Vater waren Bücher gleichgültig gewesen, die Mutter hatte in jeder freien Minute gelesen. Elisabeth stellte den Staubsauger beiseite und zog *Gullivers Reisen*

aus dem Regal. Sie fand die Stelle, wo sie vor über dreißig Jahren etwas an den Rand gekritzelt hatte.

Die unaufhaltsame Zeit, die Umstände, die Vergangenheit, Erinnerungen durchpulsten sie plötzlich, der Krieg, der Tod der Mutter, alles stand lebendig vor ihr, mächtig und beängstigend, auch schön, durchweht von Sommerwinden, der Geruch von frischem Heu, die schreienden Kühe, die gemolken werden wollten, der Blitz im Birnbaum, die alte Kathi, die beim Beten in der Kapelle erfroren war, alles, alles war wieder da und stärker, größer, unausweichlicher, weil ein halbes Leben dazwischen lag, Elisabeths Leben.

»Leben«, flüsterte sie und schlug *Gullivers Reisen* zu. Hier und heute die alten Fenster aufzustoßen und die Wärme hereinzulassen, das war kein Weg zurück, es war ein Blick in die Zukunft.

Elisabeth arbeitete sich Zimmer für Zimmer vor, putzte die Werkstatt des Vaters, das Bad mit der guss-eisernen Wanne, das knarrende Treppenhaus, Vorratskammer und Küche, Arbeitszimmer und Stube. Obwohl ihr heiß geworden war, lehnte sie sich zwischendurch an die dunkelgrünen Fliesen des Kachelofens. Wie schnell er warm wurde, wie selbstverständlich er Behaglichkeit verströmte. Später, wenn die Nacht hereinbrach, würden die Kacheln so heiß sein, dass man sie kaum noch berühren konnte.

# 2

## DER ALTE FEIND

Am nächsten Tag wurde es so sonnig, dass Elisabeth die Arbeit in ihrem leichten Sommerkleid verrichtete. Es war ein Stadtkleid, das sie in Bonn getragen hatte, wenn sie mit Dietrich am Rhein spazieren ging. Für ihn trug sie es auch heute, weil sie im Geist bei ihm sein wollte. Aber Elisabeth merkte rasch, dass dieses Kleid nicht in die Landschaft passte. Es war zu verspielt, zu luftig, es hatte dem Wetter hier, das in Minuten umschlagen und grimmig werden konnte, nichts entgegenzusetzen. Elisabeth wollte das Kleid ausziehen und im Schrank nach alten Sachen suchen.

Gerade als sie hineinging, tauchte Alexander Behringer auf der Hügelkuppe auf. Er stieg über den Draht, der die Behringerwiese von der Kohlbrennerwiese trennte. Der Draht führte Strom, Elisabeth hatte seine Kühe drüben auf der Weide schon gesehen, schöne braunweiße Kühe, die so lange draußen bleiben würden, bis mit dem ersten Frost die Zeit der Sommerweide vorbei war. Sie hätte nun rasch hineinlaufen und sich umziehen können, doch das wäre ihr wie eine Flucht erschienen. Vor den Behringers lief Elisabeth nicht davon. So wie sie war, blieb sie im Hauseingang stehen.

Alexander Behringer war zwei Jahre älter als sie. Ein schwarzhaariger Kerl, das Grau an den Schläfen stand ihm, er war braungebrannt und trug zur Ar-

beitshose nur sein Unterhemd. Die raue Gegend, die schwere Arbeit, hier oben sahen die Menschen oft älter aus. Alexander widerlegte das. Er hatte bald Geburtstag, fiel ihr ein, Skorpion, während Elisabeth im Krebs geboren war. Dann würde hier also bald der fünfzigste Geburtstag des Königs vom Dachsberg gefeiert werden, dachte sie, während er den Hügel herunterkam. Bestimmt würde er alles aufbieten, um seine Königswürde weithin sichtbar zu machen.

Jahrzehnte hatten sie einander nicht gesehen, und ausgerechnet heute musste sie ihm in diesem Kleid begegnen. Elisabeth war schwerer geworden, das Kleid saß nicht mehr so leicht wie früher. Für Dietrich hatte sie es angezogen, weil ihre Beine darin zur Gel tung kamen. *Wenn die Elisabeth nicht so schöne Beine hätte*, hatte er gesungen. Für Dietrich hatte sie schön sein wollen, vor Alexander schämte sie sich.

»Grüß dich, Kohlbrennerin.« Er trat unter den alten Apfelbaum, der sich vor dem Westwind in all den Jahrzehnten immer tiefer gebeugt hatte.

»Grüß dich, Alex.« Um ihre Aufmachung zu verbergen, setzte sie sich an den ausgebleichten Gartentisch.

Er stemmte den Arm in die Hüfte. »Die feine Dame aus der Stadt gibt uns die Ehre.«

»Das war ich nie.«

»Da habe ich etwas anderes gehört.«

»Was man auf dem Dachsberg schon so hört.« Sie wollte lächeln, die Sonne blendete sie, es wurde ein Blinzeln daraus.

»Du kennst immerhin unseren früheren Bundeskanzler.«

»Ich war eine kleine Sekretärin.« Elisabeth hatte

schwarze Johannisbeeren geerntet und zog den Topf heran. »Ich habe den Kanzler nur ein paar Mal gesehen.«

»Immerhin. Bei uns hier oben kriegt man bestenfalls den Bürgermeister zu sehen.« Er hatte gute Falten gekriegt, wie das bei den Männern eben war.

»Wer ist denn zurzeit Bürgermeister vom Dachsberg?«

»Er steht vor dir.« Alexander lächelte sein verschmitztes Lächeln, das er schon als Junge gehabt hatte. Seit frühester Kindheit war er Elisabeths Quälgeist gewesen. Weil er älter und stärker war, hatte sie sich gegen ihn kaum wehren können. Er hatte ihr Schlangen ins Bett gesetzt, Harz in die Haare geschmiert und sie im Kleiderschrank eingesperrt, bis Elisabeth so panisch geworden war, dass sie die Schranktür gewaltsam aufgetreten hatte. Das Schloss war nie repariert worden. Alex und Elisabeth hatten einander mit kindlicher Inbrunst gehasst. Vor ihrer Schwester Adele hatte er allerdings immer eine unerklärliche Scheu gehabt.

»Respekt, Herr Bürgermeister.« Als er sich neben sie auf die Bank setzte, rückte Elisabeth ein wenig zur Seite. Sie schämte sich für ihre weißen Schenkel. Während der Monate vor Dietrichs Tod war sie kaum an die Sonne gegangen. Wie eine bleiche Lilie kam sie sich neben dem wettergegerbten Alex vor.

»Wie lange bleibst du?« Er aß von den Johannisbeeren.

Die Frage machte sie ratlos. Die erste Nacht im Elternhaus war unheimlich gewesen. Der Wind, der einen Ast gegen die Hauswand schlug, die knarrenden Dielen, als Elisabeth aufs Klo gegangen war, der kalte

Mond, der das Anwesen in sein totes Licht tauchte, und ihr eigenes ängstliches einsames Herz. Nie während der Kindheit hatte sie sich auf dem Dachsberg gefürchtet, heute Nacht aber war sie hinuntergegangen, hatte das Tor zweimal zugesperrt und den Riegel vor die Stalltür gelegt.

Der Abschied von Dietrich fühlte sich hier anders an als in Bonn. Elisabeths Trauer war auf seltsame Weise zu Stein geworden, sie fand keinen anderen Ausdruck dafür. Dietrich war tot, und sie hatte nicht an seinem Grab geweint. Nicht einmal die letzte Ehre hatte sie ihm erweisen dürfen, während die anderen, denen er nicht so viel bedeutete, eine Schaufel Erde auf seinen Sarg geworfen hatten. Er war zu prominent, als dass seine Geliebte auf dem Begräbnis erwünscht gewesen wäre. Weit im Hintergrund hatte Elisabeth auf dem Friedhof gestanden, rund um sie marmorne Engel mit den Inschriften, dass einer *auf ewig unvergessen* sei. Sie würde Dietrich nie vergessen, ihr halbes Leben hatte sie mit ihm verbracht. Seine Frau war sie gewesen, immer nur im Verborgenen, stets auf Abruf. Die andere, seine Gattin, hatte die Hände der Trauergäste geschüttelt. Als der Männerchor *So nimm denn meine Hände* angestimmt hatte, war Elisabeth gegangen. Es war Liebe, was half es denn? Die Liebe ihres Lebens. Nach seinem Tod hatte sie nicht gewusst, wohin mit sich. In Bonn, diesem aufgeblasenen Provinznest, wollte sie nicht länger leben.

»Wie lange? Das kann ich noch nicht sagen«, antwortete sie und begann die Johannisbeeren von den Stielen zu streifen.

»Ich dachte, du kommst nur her, um das Haus zu verkaufen.«

»Wer behauptet das?«

»Niemand. Aber wäre es nicht höchste Zeit, die Bruchbude loszuwerden? Noch einen Winter übersteht der Hof bestimmt nicht.«

Sie zeigte nach oben. »Schau dir den Dachfirst an. Zweihundert Jahre alt und immer noch gerade wie ein Lineal.«

»Überall nagt der Wurm, von unten drängt das Wasser hoch. In den Balken sitzt der Schwamm.«

»Das ist mein Zuhause«, antwortete Elisabeth mit wachsender Ratlosigkeit.

»Was willst du denn sonst hier oben, wenn du nicht verkaufen möchtest?«

Es gab Menschen auf dem Dachsberg, denen Elisabeth sich anvertraut und gesagt hätte, dass sie allein war und richtungslos, dass sie die Einsamkeit fürchtete und die provinzielle Bundeshauptstadt hasste. Doch Alexander würde sie das nicht sagen, nicht Behringer, dem alten Feind.

»Adele kommt mich bald besuchen«, antwortete sie stattdessen.

»Die feine Adele in dieser Bruchbude?« Er lachte ein Lachen, das nur in seinen Bernsteinaugen lag. »Keine Nacht steht die Prinzessin hier oben durch. Das Wetter hält sich nicht mehr lange, und wenn die Herbststürme kommen, bläst es bei euch durch jede Ritze.« Er machte eine Geste, als ob das Kohlbrennerhaus davonfliegen würde.

Sie sah den kantigen Kerl an, den arroganten König vom Dachsberg. Seine Art machte Elisabeth immer noch wütend. Zuerst waren die Behringers auf dem Dachsberg gewesen, die Viehbauern, sie bewirtschafteten die Hügel und die freien Flächen zwischen

den Wäldern. Das Gras wuchs in den Sommermonaten reich und üppig, das Heu der ersten Maht reichte für das Vieh den ganzen Winter über. Das Heu der zweiten Maht verkaufte Behringer ins Tal. Zweimal die Woche hielt der Tankwagen vor seinem Haus und brachte Behringers Milch in die Molkerei.

Die Kohlbrenners waren erst nach den Behringers auf den Dachsberg gekommen, zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts. Sie hatten die Wälder, die den kleinen Höfen angegliedert gewesen waren, nach und nach aufgekauft. Irgendwann hatten alle Wälder den Kohlbrenners und alle Wiesen den Behringers gehört. Seitdem gab es zwei Ansprüche, zwei Gesetze, zwei Welten hier oben, die des Waldes und die der Wiesen.

Bald nachdem Elisabeth und Adele den Dachsberg in den sechziger Jahren verlassen hatten, war ihr Vater, der alte Kohlbrenner, vom Schlag gestreift worden. Alexanders Vater, der alte Behringer, hatte triumphiert. Seitdem beanspruchten die Behringers die Königswürde für sich.

»Du bist allein gekommen?«

»Ja, allein.«

»Kein Mann?«

Sie sah ihn an. Bei einer Frau ihres Alters war die Frage verständlich. Auf dem Dachsberg war man nicht *allein*, man lebte nicht jahrelang als Geliebte von irgendjemandem. Hier gab es entweder Paare oder Witwen.

»Nein, kein Mann.« Elisabeth fühlte, dass Dietrichs Tod für sie noch keine Wirklichkeit besaß. Sie betrachtete ihre Finger, die dunkelrot vom Saft der Beeren waren. »Und du? Du hast Familie, nehme ich an.«

»So ist es.«

»Wie viele Kinder?«  
»Zwei. Nadine und Gregor.«  
»Und deine Frau?«  
»Der geht es gut.«  
»Wann lerne ich sie kennen?«  
»Sie kommt bald zurück.«  
»Wo ist sie denn?«  
»Sie macht eine Fortbildung in Stuttgart.«

Plötzlich stand Alex auf. Sein Blick wanderte nach Norden. Elisabeth wusste, wohin er schaute. Im Norden, hinter den dunklen Tannen, lag der Schandfleck, die Ödnis, die Sünde, die dem Dachsberg angetan worden war.

»Bist du gekommen, um wiedergutzumachen, was deine Familie verbrochen hat?«

Elisabeth weigerte sich, hinzusehen. »Willst du etwas trinken, Alex?«

Ein anderer als er hätte sich nun ereifert und von einer Schuld gesprochen, die nie verjährte. Aber Behringer war zur Begrüßung gekommen, nicht als Ankläger.

»Hast du was zu trinken da?«

»Birnenmost.«

»Der von damals? Der muss längst schlecht geworden sein.«

»Ich habe ihn gestern gekostet. Trink ein Glas mit mir.«

»Ich muss weiter.«

»Dann bis zum nächsten Mal, Herr Bürgermeister.«

Während Behringer das Grundstück auf dem gleichen Weg verließ, schob Elisabeth ein paar Johannisbeeren in den Mund. Sie war hungrig, hatte aber

nichts im Haus. Sie hätte ins Auto steigen und zum Supermarkt fahren können. Unschlüssig saß sie in der Septembersonne, als ihr Blick auf den Erdkeller fiel. Der Abgang war mit Gerümpel verrammelt. Elisabeth stand auf und hob den ersten Balken hoch, dann ein paar Bretter, leere Milchkannen, zerbrochene Sensen, Strohbündel, Bierkisten in großer Zahl. Alles hob sie beiseite, bis die Treppe frei war. Sie stieg hinunter, schob den verrosteten Riegel zurück und stemmte sich mit der Schulter gegen die Tür. Seit Jahren hatte sie niemand geöffnet, knarrend gab sie nach.

Kühl war es hier und trocken, sie roch weder Moder noch Schwamm. Drei Meter unter der Erde blieb es das ganze Jahr über kalt, zugleich frostfrei. Bis auf ein einziges Regal war der Keller leer. Dort fand sie einen Sack Kartoffeln. Sie waren weich und übersät mit Trieben, aber sie waren nicht verschimmelt. Elisabeth trug den Sack ins Freie. In der Sonne schnitt sie eine Kartoffel entzwei und schnupperte daran. Es roch, wie Kartoffeln riechen sollten. Elisabeth brachte den Sack in die Küche und setzte Wasser auf. Heute würde sie nicht mehr zum Supermarkt fahren.

# 3

## DIE PRINZESSIN

Es war für Elisabeth selbstverständlich, das Westzimmer für ihre Schwester herzurichten. Nirgends sonst im Haus gab es ein Fenster mit Abendsonne. Der Westen war die Wetterseite, von dort kam der Sturm, der Hagel peitschte von Westen heran und der Schnee. In diesem Raum waren die Möbel nicht schlicht, sondern anmutig, sie waren nicht abgenutzt, sondern antik. Das Bett stand im Alkoven, der Schreibtisch war aus dunklem Holz, so wie die Wände. Die Dielenbohlen hatten eine Breite, wie man sie heute nirgends mehr hätte kaufen können. Sechzig Zentimeter breite Dielen, zweihundert Jahre alt, das Holz honiggelb und von unglaublicher Schönheit.

Auf Stöckelschuhen lief Adele darüber. »Was ist da gegenüber los?«

»Der Schlegelhof wird verkauft.«

»Wieso?«

»Schlegel ist tot.«

»Tot? Aber der kann doch höchstens ...«

»Dreiundvierzig ist er gewesen. Beim Heumachen saß er auf dem Traktor und hatte einen Herzinfarkt.«

»Und die alte Kathi?«

»Die hat danach allein in dem riesigen Haus gelebt. Sie war aber praktisch den ganzen Tag in der Kirche. Vorigen Winter ist sie ihrem Sohn gefolgt.«

Adele trat auf das andere Bein, durch die Bewe-

gung changede der Stoff ihres Kostüms. »Und was sind das da drüben für Leute?«

»Der im Anzug ist der Makler. Er zeigt der Familie das Haus.«

»Drei Kinder und ein Baby, was wollen die denn in der Einöde?«

»Wir waren damals fünf Kinder.«

»Weil wir keine Wahl hatten, wir sind hier geboren.« Adele rieb sich die Arme. »Kalt ist das bei dir. Brennt der Ofen nicht?«

»Stell dich an die Kaminwand. Dann spürst du es.«

Adele zeigte aus dem Fenster. »Jemand sollte die Birnen ernten.«

Die Zweige des Baumes reichten bis ans Haus. Das war der Ast, der nachts das schabende Geräusch verursachte.

»Wollen wir sie zusammen ernten?« Elisabeth freute sich, weil die Schwester Interesse zeigte. »Sie schmecken aber nicht besonders.«

»Die haben nie geschmeckt. Der Vater hat sie zum Schnapsbrenner gebracht.« Sie zog ihre Jacke glatt.

Von hinten betrachtet hätte man Adele für zwanzig halten können. Die sportlichen Schultern, die langen Beine, die in Schuhen steckten, die nach Rom oder Paris gepasst hätten. Adele wusste, was sie tat, wenn sie in solchen Schuhen in den Schwarzwald kam, sie wollte zeigen, dass sie nur einen Besuch machte. Sie hatte woanders ein Leben, das zu diesen Schuhen passte.

Elisabeth trug Hosen, die Schuhe hatte sie beim Hereinkommen abgestreift, denn das Zimmer war frisch gewischt. Früher hatte sie ihr Haar gefärbt, es

aber aufgegeben, als Dietrich sagte, er fände es nett, wenn sie vom Alter her ein bisschen besser zu ihm passen würde. Heute erinnerte Elisabeths Kopf an ein Zebra. Adele dagegen wollte offenbar für immer blond bleiben. Ihr Haar war pures Gold. Die Jean Harlow vom Dachsberg hatte man sie damals genannt.

»Hast du Hunger?« Elisabeth stellte Adeles Taschen in den Alkoven.

»Ich habe im Zug gegessen. – Nein, diese Kälte!« Sie nahm ein violettes Wolltuch aus der Tasche und warf einen Blick ins Bad. »Hier wird das Badewasser immer sofort kalt, weil man den Raum nicht richtig heizen kann.« Adele schlängelte das Tuch zweimal um die Schultern und ging hinaus.

Elisabeth hörte ihre harten Absätze auf der Treppe. Sie atmete tief durch. Wie befürchtet ließ die Prinzessin kein gutes Haar an ihrem alten Schloss. Sie nörgegte und quengelte und ließ keinen Zweifel daran, dass sie es in ihrer Hamburger Wohnung viel bequemer hatte. Vielleicht hätte ich auch nicht zurückkehren dürfen, dachte Elisabeth. Es gab Orte der Vergangenheit, die man nicht zu neuem Leben erwecken konnte. Die alten Mauern, der Garten, der Wald, das alles hatte nur noch einen Wert, wenn man es verkaufte. Hier zu leben war der Einfall einer verzweifelten Frau gewesen, die in ihrer Lebensmitte nicht wusste, wohin mit sich. So sehr sich Elisabeth mit dem Putzen auch bemüht hatte, es blieb ein uraltes Haus, das seine guten Tage lange hinter sich hatte. Verzagt ließ sie den Kopf sinken. Alexanders Vorschlag war richtig gewesen: verkaufen. Dann wäre ein wenig Geld da, aber mit Geld allein kaufte man keine Idee für die Zukunft.

Jetzt wollte Elisabeth erst einmal kochen, mit ihrer Schwester essen und sich von ihr erzählen lassen. Elisabeth hoffte, selbst wenig reden zu müssen. Ihre Lebensgeschichte ließ sich in einem Satz zusammenfassen: Einsame Sekretärin verlor ihr Herz an Wirtschaftsboss und führte jahrzehntelang ein Satellitendasein in seinem Schatten.

Nachdenklich folgte sie Adele ins Erdgeschoss. Es war September im Schwarzwald, der Winter stand bevor. Das war die wahre Perspektive. Bevor Elisabeth in die Küche trat, bückte sie sich, der Türstock war gefährlich niedrig.

»Es gefällt mir.«

»Wie meinst du?«

»Du hast alles so hübsch gemacht. Das ganze Haus.«

»Meinst du das ehrlich?«

Adele schenkte ihrer Schwester ein Prinzessinnenlächeln. Selbst als sie noch ganz klein gewesen war, hatte sie die Menschen mit diesem Lächeln verzaubert. »Ich weiß, wie der Vater das Haus hat verwahrlosen lassen. Ich war damals noch einmal hier, kurz nachdem Hans ...«

Das Thema stand im Raum. Man konnte eine Weile über die schöne Kindheit im Schwarzwald plaudern, ohne das dunkle Thema zu streifen. Aber früher oder später musste man auf Hans zu sprechen kommen. Hier oben zerfiel die Welt in zwei Zeiten. Es gab die goldene Ära der Kohlbrenners, in der das Leben als Schwarzwaldidyll ablief, mit rauschenden Wäldern und Wolken, die plötzlich vor der Sonne aufrissen, mit Wiesen und Feldern, die zu glänzen anfingen, als ob pures Gold über den Dachsberg ausgeschüttet wurde. Und es gab die Zeit danach, als Hans die Dinge ge-

lenkt hatte, die Zeit, als der Name Kohlbrenner zum Schimpfwort geworden war. Hans war ins Gefängnis gekommen und vor zwei Jahren dort gestorben. Er würde nie wiedergutmachen können, was er angerichtet hatte, und doch waren die Dachsberger irgendwie mit der himmlischen Gerechtigkeit zufrieden. Im Gefängnis an Magenkrebs zu sterben, schien ihnen eine passende Strafe für den üblen Hans.

Elisabeth wollte nicht über ihren Bruder sprechen, nicht schon heute Abend. Sie war einkaufen gewesen und hatte gekocht. Roastbeef mit Fenchel und Kartoffelgratin zauberte sie auf den Tisch, dazu gab es einen erstklassigen Rotwein. Sie hatte sich gegen eine Schwarzwaldspezialität entschieden, Adele sollte sehen, dass auch Elisabeth ein Stadtmensch geworden war.

»Fein schmeckt das.« Adele hatte sich ihren gesunden Appetit bewahrt. Sie hatte immer essen können, was und wie viel ihr schmeckte. Ihre Figur hatte nie darunter gelitten. Elisabeth dagegen hatte irgendwann weite Blusen zu tragen begonnen, die einiges kaschierten, aber auch offenbarten, dass ihre Taille nicht mehr vorzeigbar war.

»Freut mich, dass es dir schmeckt.« Elisabeth stützte sich auf die Ellbogen. »Ich habe noch gar nicht gefragt, wie es dir mit der Arbeit geht.«

»Gut, wirklich gut.« Adele schenkte sich das dritte Glas ein. Ihre Wangen waren gerötet. »Doktor Seyfferth kann sich vor Patientinnen kaum retten. Wir machen jetzt schon Termine für Februar.«

»Ein halbes Jahr im Voraus?«

»Seyfferth ist eben der Beste, nicht nur in Hamburg.«

»Hast du selbst schon einmal daran gedacht ...« Elisabeth lachte verstohlen. »Ich meine, die Dienste deines Doktors in Anspruch zu nehmen?«

»Findest du, ich habe es nötig?«

»Im Gegenteil«, beeilte sich Elisabeth zu sagen.

Adele strich sich mit der Hand von den Augen über ihre Wangen bis zum Kinn. »Ich habe nichts machen lassen, weder am Hals, noch an der Nase.«

»Du weißt, dass du fantastisch aussiehst, für eine Frau unseres Alters ... für eine Frau jeden Alters.« Elisabeth erwartete, dass die Schwester nun auch ein nettes Wort über ihr Aussehen verlieren würde, aber Adele plauderte weiter.

»Der Terminstress bei Seyfferth wird mir zu viel. Ich werde in Zukunft ein bisschen kürzertreten.«

»Kürzertreten, du?« Elisabeth wurde hellhörig.

»Ich kümmere mich nicht nur um seine Buchhaltung, sondern auch um alle Steuerangelegenheiten. Ich finde, die Terminplanung sollte jemand anderes übernehmen. Darum habe ich ihn gebeten, eine weitere Kraft einzustellen.«

»Ist Seyfferth darauf eingegangen?«

Adele spießte ein Fenchelstück auf. »Es war sogar seine Idee, dass ich mal ausspannen soll.«

»Ausspannen?« Elisabeths Staunen wuchs mit jedem Satz.

»Ich dachte, ich bleibe ein bisschen bei dir. Natürlich nur, wenn du mich hier auch haben willst.«

»Adele, aber ... Wie kannst du überhaupt fragen?«

Hätte man Elisabeth vorausgesagt, dass Adele von sich aus anbieten würde, länger als zwei Tage zu bleiben, sie hätte es für unmöglich gehalten. Sie kannte die Prinzessinnenattitüden ihrer Schwester. Wenn

Adele etwas nicht passte, wechselte sie sofort das Hotel, manchmal sogar die Stadt. Wenn es ihr zu laut war, zu heiß, zu kalt, zu einsam, zu regnerisch, bestieg sie das nächste Flugzeug und war verschwunden. Sie war die rechte Hand eines angesagten Schönheitschirurgen und verdiente ausgezeichnet. Adele hatte ihre Schwester schon zu kurzen Trips nach Amsterdam und Nizza mitgenommen und ihr demonstriert, wie man die Welt des Reichtums genießen konnte. Dass Adele ihren kostbaren Urlaub nun ausgerechnet auf dem unbequemen alten Hof verbringen wollte, glich einem Wunder.

»Gerne, ja, ich freue mich, wenn du bleibst.« Elisabeth lachte, weil ihr so froh ums Herz war. »Du weißt gar nicht, wie sehr ich mich freue. Willst du Nachtisch?«

»Nein. Aber Holz nachlegen könntest du. Es wird schon wieder kühl.«

Elisabeth sprang auf. »Das mache ich gleich.«

»Ist vom Birnenschnaps noch etwas da?«

»Warte, ich glaube ...« Überwältigt, weil Elisabeths Herzenswunsch in Erfüllung gehen sollte, ohne dass sie viel dazu getan hatte, huschte sie in die Stube, wo im Herrgottswinkel die geistigen Getränke standen.

»Du hast Glück!« Mit erhobener Flasche kam sie zurück. »Gepresst aus unseren eigenen Birnen.« Sie schenkte ihnen die Gläschchen randvoll. Die Kohlbrenner-Schwestern stießen an.

# 4

## NICHT OHNE ELISABETH

In Bonn hatte Elisabeth in den Wochen vor Dietrichs Tod kaum schlafen können. Mehrmals nachts war sie schweißgebadet erwacht. Seit sie wieder daheim war, schlief sie bei offenem Fenster. Sie liebte die Kälte.

Elisabeth zuckte aus dem Schlaf hoch. Was war das? Es klang, als würde irgendwo ein Stapel Brennholz zusammenfallen. Das Geräusch wurde lauter, jetzt klang es wie eine weit entfernte Kegelpartie. Ein Gewitter Ende September? Elisabeth richtete sich im Bett auf. Tatsächlich, Wetterleuchten über dem Fichtenwald. Wenn das Gewitter von Süden kam, würde es den Dachsberg nicht streifen, sondern sich über der Schweiz entladen. Aber es kam von Westen, rollte über den Hotzenwald heran, bald würde es hier sein. Sie sprang aus dem Bett, schlängelte sich einen Schal um den Hals und machte sich auf zu ihrem Kontrollgang.

Die Fenster des Kohlbrennerhauses hatten das gleiche Alter wie der Hof selbst. Das Glas war so dünn, wie man es heute gar nicht mehr herstellte. Oben im Rahmen war es dünner als unten, denn mit den Jahrhunderten war das Glas langsam zu Boden geflossen. In den fünfziger Jahren hatte der Vater auf der Nordseite moderne Fenster eingesetzt, aber die waren längst undicht. Die historischen Fenster dagegen hielten unverändert jedem Wetter stand.

Elisabeth schloss die kleinen Segmente der Vor-

fenster und legte den Riegel vor die inneren. In der Werkstatt kontrollierte sie, ob der Stützposten unter dem Türschloss verkeilt war, weil diese Tür bei Sturm sonst aufflog. Sie lief ins Freie, tappte die Außentreppe zum Erdkeller hinunter und schob den Riegel vor. Im Obergeschoss war die Arbeit aufwendiger. Hier hatte sie die Vорfenster noch nicht eingesetzt, weil diese Verrichtung den Einbruch des Winters ankündigte. Die äußere Fensterschicht hinderte den Schneesturm fünf Monate lang daran, durch die Ritzen zu blasen. Alle sechs Fensterflügel justierte Elisabeth an ihrem Platz und verriegelte sie. Dass Adele von dem Lärm noch nicht aufgeweckt worden war, wunderte sie. Als Letztes wollte Elisabeth das Westfenster einsetzen.

Es war höchste Zeit. Der Sturm tobte in den Baumkronen, er legte den Apfelbaum schief, dass er fast waagrecht in der Luft hing. Das Krachen und Wüten des Donners, die Blitze im Westen, das Leuchten im Süden – und dann zerriss der einsetzende Regen das Bild der Natur. Es prasselte mit einer Wucht auf das alte Dach herab, dass Elisabeth besorgt hochblickte. Wenn man bedachte, dass über dem bewohnten ersten Stock noch die Tenne und darüber ein zweiter Heuboden lag, war das Regengeräusch beängstigend laut. Würde das Dach halten? War es überhaupt noch dicht?

Als sie aus dem Fenster des Mädchenzimmers schaute, kam ihr die Welt da draußen zerhäcksel vor, zerrissen von den Regenschlieren, wild erhellt durch das Blitzgezucke und erschüttert von den Einschlägen des Donners. Die Bäume bogen sich gefährlich tief, Wasser troff auf die Fensterbretter, weil die Dachrinnen die Massen des sintflutartig niedergehenden Regens

nicht fassen konnten. Elisabeth fiel Adele ein, die sich drüber bestimmt fürchtete. Sie lief hinüber.

Der Anblick im Westzimmer überraschte und verzauberte sie. Die Prinzessin vom Dachsberg saß in ihrem Bett im Alkoven und hatte das violette Schaltuch umgeschlungen. Eine Kerze brannte. Offenbar hatte Adele das mit sechs Millimeter dickem Glas ausgestattete Außenfenster selbst eingesetzt. Auf der Wetterseite schlug der Regen wie mit Fäusten gegen die Scheibe. Die Wassermassen waren so dicht, dass man glaubte, das Zimmer liege auf dem Grund des Meeres.

»Das habe ich immer geliebt«, sagte Adele. »Wir sind hier dem lieben Gott näher.«

»Was?«, flüsterte die Jüngere. In diesem Moment war Elisabeth wieder die kleine Schwester.

»Unten in der Stadt vergisst man, was die Natur wirklich ist.« Adele sprach anders als sonst, ruhiger, fast lächelte sie dabei. »Das da draußen ist Gott. Hier zeigt er uns, dass es ihn noch gibt. Im Tal haben sie den Blick auf Gott mit ihrer Künstlichkeit längst ver stellt. Dort besteht die Wirklichkeit nur noch aus Teilen, hier oben ist die Wirklichkeit ganz. Wir selbst sind noch ganz.«

Elisabeth schwieg, weil nichts, was sie sagen würde, an Adeles Worte heranreichte. Adele war immer die Besondere, die Begabtere von ihnen gewesen. Elisabeth hatte stets akzeptiert, in Adeles Schatten zu stehen. Als Adele mit sechs Jahren bekanntgegeben hatte, sie wolle Sängerin werden, wunderte das auf dem Dachsberg niemanden.

»Weißt du noch, Rudi?«, fragte Adele, ohne den Blick vom Wettertreiben zu wenden. »Unser Rudi, der

mit dem mintgrünen Cabriolet auf den Dachsberg gefahren kam.«

Elisabeth trat zwei Schritte näher. »Wie kommst du auf ihn?«

»Ohne Rudi wären wir von hier nie weggekommen.«

»Das gilt vielleicht für mich. Du hättest den Sprung in die Welt auf jeden Fall geschafft.«

Adele klopfte auf die Matratze: Elisabeth sollte sich zu ihr setzen. »Wann ist das gewesen, dreiundsechzig?«

»Neunzehnhundertzweiundsechzig.«

»Bist du sicher?«

»Zweiundsechzig, Adele. Der Winter zweiundsechzig auf dreiundsechzig war der härteste seit Menschen-gedenken. Die Schneelast hat damals große Teile des Kiefernwalds ruiniert, überall geknickte Bäume. Da-mals hat der Vater gesagt: Glück im Unglück.«

»Warum hat er das gesagt?«

»Weil er im Sommer davor das meiste Holz an Rudi verkauft hatte. Also muss das neunzehnhundertzweiundsechzig gewesen sein.«

»Du hast recht, es war das Jahr, in dem die Monroe sich umgebracht hat.«

Elisabeth ließ sich auf das weiche Bett sinken. Eine Zeitlang starrten sie schweigend in den Regen. Eines Tages war Rudi Eckerle mit seinem mintgrünen Wa-gen in den Schwarzwald gekommen. Das Auto hieß *Isabella*, hatte er den Schwestern gesagt. Rudi war Bauunternehmer in Stuttgart und fuhr durch die Wäl-der, um Holz zu kaufen. Wald war das Einzige, was es auf dem Dachsberg im Überfluss gab, zahllose Bäume und gezählte Menschen. Adele war neunzehn ge-

wesen, Elisabeth achtzehn. Sie hatten in der Zeitung Bilder von Frauen in Nylonstrümpfen gesehen und gelesen, dass bereits eine Million VW-Käfer gebaut worden waren. Auf dem Dachsberg, wo noch Pferde den Pflug zogen, konnte sich niemand eine Million Autos vorstellen. Hier galt ein Traktor als Reichtum. Die Pferde der Kohlbrenners zogen die schweren Kiefernstämmen, die Tannen und Fichten aus dem Wald. Vater Kohlbrenner verkaufte Rudi viele Bäume.

»Wenn Ihr Auto *Isabella* heißt, wieso steht dann vorne *Borgward* drauf?«, zitierte Elisabeth aus der Erinnerung.

»Wer hat das gesagt?«

»Du hast das zu Rudi gesagt.«

»Ich?«

»Tu nicht so. Du warst immer die Wagemutige von uns. Du warst wie die Mutter im Haushalt.«

»Nicht *wie* die Mutter, ich war die Mutter.« Adele ließ sich zur Seite sinken, bis ihre Schulter gegen die der Schwester stieß.

Ihre Mutter war 1947 gestorben. Das Herz, hatte der Doktor gesagt, das Unglück, sagte der Vater. Die Mutter hatte drei Söhne in den Krieg geschickt, zwei davon waren in einer Gegend gestorben, deren Namen die Mutter nicht einmal aussprechen konnte. Auch der dritte Sohn war an der Front. In der Kirche hatte die Mutter vor dem Altar gekniet. »Er darf nicht sterben, o Gott, ich flehe dich an, lass ihn nicht auch noch sterben!«

»Er wird leben, Frau Kohlbrenner«, hatte der Pfarrer gesagt.

Der dritte Sohn hatte überlebt, der dritte Sohn war Hans. Ausgerechnet Hans war am Leben geblieben.

»Rudi war fesch«, sagte Adele. »Ich mochte sein glattes, nach hinten frisiertes Haar.«

»Seine Zähne standen vor.«

»Ja, aber das fand ich auch fesch.«

»Er hat vom ersten Tag an mit dir geflirtet.«

»Das bildest du dir ein.«

»Und weshalb hast du dann immer das Kopftuch abgenommen, wenn Rudi in der Nähe war? Es war dem Vater nicht recht, dass Rudi dich im Auto auf eine Spritztour mitgenommen hat.«

»Trotzdem hat er den Vater umgestimmt.«

»Ein Händler muss gut reden können.«

Ein heftiger Donner unterbrach die beiden.

»Habe ich dir schon einmal vom letzten Tag erzählt, bevor Rudi abreisen sollte?«, fragte Adele.

»Ich weiß nicht. Hast du?«

»Er hat gemerkt, dass ich traurig war, weil er wegfuhr. Wir haben uns auf die Bank oben an der Grundstücksgrenze gesetzt, da hat Rudi plötzlich ganz anders zu mir gesprochen. Er sagte: Du gehörst nicht hierher. Du bist etwas Besonderes, und es wäre schade, wenn nur die Eulen und die Schwarzwaldrehe so etwas Hübsches wie dich zu sehen bekämen. In der Stadt würden dich alle bewundern. – Was soll ich denn in der Stadt, habe ich gefragt. Da hat Rudi den Arm um meine Schultern gelegt. Überall suchen sie händeringend nach Arbeitskräften, sagte er. Ich dachte: Was kann ich denn schon? Kochen und Nähen und den Stall ausmisten. Geantwortet habe ich, dass ich gut im Rechnen bin.«

Elisabeth nickte. »Du hast dem Vater schon mit fünfzehn die Buchhaltung gemacht.«

»Rudi sagte: Ich suche eine Sekretärin. Und bevor

ich etwas erwidern konnte, hat er mich geküsst.« Adele lachte ihr kurzes, feines Lachen. »Ich habe gesagt: Ich fahre nicht ohne Elisabeth.«

»Ehrlich?«

»Mein Ehrenwort. Ich wollte nicht, dass du so wirst wie die Frauen hier, vor der Zeit gealtert, mit Männern, die sie oft nicht lieben. Was den Frauen hier bleibt, sind die Kinder und der Kirchenchor.«

Elisabeth dachte, dass es eigentlich schön wäre, mit einem Mann unter einem Dach zu leben, selbst wenn er nicht die große Liebe war. Wenn er von der Arbeit kam, würde man das Essen für ihn kochen, und das Leben würde einfach verfließen, Jahr um Jahr. Was nützte die große Liebe, wenn man sich nur alle zwei Wochen zu sehen bekam, jedesmal heimlich und an Orten, wo man Dietrich nicht erkannte? Wäre das kein besseres Leben, dienstags zur Kirchenchorprobe zu gehen, mittwochs die Tochter zum Gitarrenunterricht zu fahren und am Wochenende mit dem Mann das Sommerfest zu besuchen?

»Du warst das also«, sagte Elisabeth versonnen. »Du hast Rudi dazu gebracht, mich mitzunehmen.«

Der Regen rauschte. Das Wasser spritzte aus der übergelaufenen Dachrinne. Der Donner wurde schon schwächer.

»Wir haben dem Vater damit sehr weh getan, dass wir weggegangen sind.«

»Er wusste, es würde seinen Mädchen im Tal besser gehen. Er wusste, für den Stall und den Wald findet er auch andere, die nicht mehr so jung waren und keine solche Chance wie wir bekommen hätten.«

»Der Vater war ein feiner Mensch«, sagte Elisabeth. »Das habe ich erst spät erkannt.«

»Er hat Rudi per Handschlag das Versprechen abgenommen, gut für uns zu sorgen. Behandle sie ehrlich, hat er gesagt. Da habe ich geweint. Ich habe damals auch den Vater weinen sehen, vielleicht das einzige Mal überhaupt.«

Die Blitze verschwanden wie Irrlichter hinter dem Hügel. Das Wasser rann so schnell ab, wie es gekommen war, der Blick durch das Fensterglas klärte sich, draußen sah man den Sternenhimmel. Der Mond tauchte den Birnbaum in sein geheimnisvolles blaues Licht.